

Bezugs-Preis
In Halle und Umgebungen 2,50 M.
Für die Post bezogen 3,00 M.

Sächsisch-Preussische Zeitung.

Anzeige-Gebühren
Für die häufigsten Beilagen ohne
Bemerkung für Halle und Umgebungen

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition
Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Mittwoch 5. August 1896.

Verleger Hermann
Halle a. S., Leipzigerstraße 87.

Zur Orientlage.

Das Gesamtbild der Orientlage sieht auch heute unter
den ungünstigen Eindrücken, den der Abfall Englands von
der Kollektsbehandlung der freitischen Frage durch die Mächte
herorgebracht hat.

durchzuziehen. Es giebt in Europa keinen Staat, der die Wahr-
heit des alten Wortes von versteinen Altbau nicht schon längst an
eigenen Leide zu erproben Gelegenheit gehabt hätte; ganz Europa

Deutsches Reich.

* Kaiser Wilhelm verweilt zur Zeit noch in Wilhelmshohe.

* An Aufträge des Kaisers hat sich der deutsche
Marine-Attaché in Paris, Korvettenkapitän Engel, am Donner-
tag nach Havre begeben, um dem Präsidenten seine Dank für
die Anteilnahme anlässlich des Unterunges des Kanonen-
boots „Tis“ auszusprechen.

* Reichskanzler Fürst Bismarck wird am Freitag
Abend von Alt-Preußen in Berlin zurückzukehren.

* Das Projekt eines Maritimen Seemarschalls dürfte
schon in der nächsten Tagung dem Hause der preussischen Ab-
geordneten wieder vorgelegt werden.

* Die Priesterweihe des Prinzen Max von Sachsen
wird von der ultramontanen Presse in einer Weise politisch
ausgebeutet, die bringenden Protest hervorgerufen muß. So
schrieb die „Germania“ anlässlich der Eshierung des Kindes:

„Heute erleben das königliche Haus und die Kattoiken
Sachsens ein Fest, wie es nur innerhalb der katholischen Kirche
möglich ist, ein Fest des Trostes und der Hoffnung, der Gnade
und des überirdischen Segens.“

Hierzu bemerkt nun die „Voss. Ztg.“:
„Darauf wissen die Protestanten allerdings nichts, sie es immer-
halb, sie es außerhalb Sachsens. Jenen ist es in der That herzlich
gleichgültig, ob Prinz Max, Herzog zu Sachsen, nachdem er durch
den Entschluß des Reichstages und den Folgen davon
offiziell und Sportrecht befreit hat, nämlich kein geistliches Ordens-
mitglied und mit 26 Jahren Priester wird. Er hat das Recht,
seinen Neigungen zu folgen, nicht mehr und nicht weniger als
jeder Bürgermann. Auch wenn er die Zeit verstreichen
läßt, in den aus Sachsen verbannten Jesuitenorden zu treten und
dessen General zu werden, so hat er das allein mit sich ab-
zumachen. Hoffentlich ist seine Begehr an dem Priesterberuf
aus längerer Dauer als seine Begehr für die Medizinstudien-
schaft und für den Offiziersstand und für das Advokaten. Wir
haben auch ferner die Befürchtung, nach den inneren Gründen für
den Entschluß des Prinzen zu suchen und den Stoff zu erörtern,
der von unbedeutendem Einfluß des, als Trübsalgeher des
Friedens, von verschiedenen Stellungen ausgehender
Herzogs oder von unglücklicher Liebe zu einer haben Ver-
wandten der Kaiserin oder von hochfliegenden politischen
Wünschen, aus der Staatsferne in das Reich zu ziehen, die
Erneuerung der geistlichen Staatsferne müde macht. In alle dem
leben wir nichts als Protestanten und müßigen Erbse. Aber
was auch davon begründet wäre, es ginge einmischen die Defekt-
lichkeit nicht an. Nur wird verlangt werden müssen, wenn sich
die protestantische Kirche jeder Schwärze der Schwärze der Schwärze
enthalt, daß die ultramontanen Presse aus die Gefühle
der nicht katholischen Mehrheit Sachsens und des Reichs acht,
statt daß die Stadtkompeten der Kirche mit vollen Waden als
einen glänzenden Sieg der freitischen Kirche auszusprechen, daß auch
einmal ein lebenswichtiges in jungen Jahren in Form gewonnen
ist und, wie die sonst weitgeleiteten Mächten mit der Schwärze
aus auf dem Affen andeuteten, sich in fester und festerer
Festigkeit allein mit der Kirche vermahnt hat.“

* Eine Stelle in dem von „Kolonialblatt“ vor ein
paar Tagen veröffentlichten Bericht des Majors Leut-
wein über seinen Feldzug gegen die Herero und Khaus-
Hottentotten verdient besondere Beachtung. Es heißt dort,
daß abseits von dem eigentlichen Kriegsschauplatz die auf-

Die Pferde Russlands.

Das „Journal des sciences militaires“ bringt einen sehr
interessanten Aufsatz über die Pferde der europäischen Groß-
mächte, dem wir das Nachfolgende über die russischen Pferde
entnehmen. Da der Verfasser der General-Direktion der russischen
Staatsgüter angehört, sind seine Angaben über die russischen
Pferde wohl als durchaus glaubwürdig anzusehen.

mit 2300 Tausend. Mit Ausnahme von 4 oder 5 befinden
sich diese Stationen sämtlich in Gegenden, wo Ackerpferde
gezüchtet werden und dienen besonders zur Vererbung derselben.
Die Zucht der Steppenpferde entsteht fast ganz dem staatlichen
Einfluß und auch auf die Zucht der Ackerpferde ist er minimal;
denn bei einem Bestande von mehr als 20 Millionen Pferden
dieses Schlages können 2300 Hengste nur einen sehr geringen
Einfluß ausüben.

und in Groß-Britannien bei den theilweise russischen Pomys. Aber
da die russischen Steppen 9 Monate lang eine viel reichere
und fruchtbarere Nahrung darbieten, als die Landes oder der
felsige Boden der theilweise russischen, so werden die russischen
Pferde größer: selten unter 1,40 m (4 Fuß 6 Zoll) hoch, ab-
gesehen von den ganz wilden Pferden (Buzan und przewalski-
sches Pferd), die nur ein naturhistorisches Interesse haben. Im
Durchschnitt erreicht das kirgisische Pferd eine Höhe
von 1,42, bisweilen sogar 1,45 m (4 Fuß 9 Zoll); das kasachische Pferd erreicht schon eine Höhe
von 1,52—1,56 m (4 Fuß 10 Zoll bis 5 Fuß). Diese beiden
Rassen werden noch auf ganz primitive Weise gezüchtet. Sobald
man aber den Steppenpferden etwas mehr Sorgfalt zubietet,
wenn man sie im Winter mit Heu füttert, werden sie größer
und fruchtbarer. Die kasachischen Pferde, sowie die vom Don
und Ural, die im Winter regelmäßig gefüttert werden, er-
reichen die Höhe von 1,47—1,56 m. In den neu erworbenen
Provinzen Sibiriens, besonders im russischen Turkestan, giebt
es viele große Pferde, die oft größer als 1,60 m sind. (2)
Manche Schriftsteller rechnen auch die kaukasischen Pferde zu
den Steppenpferden, weil sie ähnlich ausschauen; aber diese
sind vielmehr Bergpferde, die nur 1,42—1,47 m groß
werden. Je nach der Größe eignen sich die Steppen-
pferde ganz hervorragend für die 3 Arten Kavallerie. Ihre
Widerstandsfähigkeit ist in der That erstaunlich; die meisten
können in einer Tour, ohne daß sie gefüttert oder getränkt werden
müßten, Entfernungen von 75—100 km mit einer Geschwindig-
keit von 9—16 km in der Stunde zurücklegen; die besten, z. B.
manche Pferde vom Don, legen eine Strecke von 6½ km unter
einem Reiter von 65½ kg Gewicht in 6¼ Minuten zurück. (3)
Mit einem Wort, die russischen Steppenpferde besitzen die
wichtigsten Eigenschaften eines guten Kavalleriepferdes in hervor-
ragendem Maße; dabei sind sie sehr frumm und in ihrer
Ernährung verhältnismäßig sehr billig.

Man kann bei den russischen Pferden 5 Klassen unter-
scheiden: 1. wilde Steppenpferde, 2. halb wilde Steppenpferde
der nomadischen Bevölkerung, 3. Steppenpferde, deren Zucht
ähnlich der in Gestüten ist, 4. Bauernpferde, 5. Gestütspferde.
Der Staat besitzt 6 Gestüte mit 920 Stuten; die Zahl der
Privatgestüte belief sich im Jahre 1895 auf 3964 mit
101 837 Stuten. Die Zucht erfolgt in den Gestüten nach den-
selben Grundsätzen, wie in anderen Ländern. Man züchtet
dort arabisches und englisches Vollblut, sowie eine Kreuzung
von beiden, ferner Halbblut und eine sehr kleine Zahl von
schweren Zugpferden. Überall ist, selbst bei Halbblut
die überwiegende Mehrzahl und jetzt bilden das Halbblut
die Traber allein 40 Prozent der jährlichen Produktion der Ge-
stüte aus. Die Zahl der in den Gestüten gezüchteten Reit-
pferde ist verhältnismäßig gering; sie dienen vorzugsweise zur
Remontierung der Garde-Kavallerie. Die Privatgestüte sind
ganz unabhängig vom Staat.

Der Hauptreichtum Russlands liegt in seinen Naturrazen,
den Steppenpferden, deren Abkommungen. Viele dieser
Racen existieren schon seit unbestimmten Zeiten stets unter
denselben Bedingungen; sie haben dadurch eine Konstanz erhalten,
die nicht leicht verloren geht. Zu diesen Naturrazen gehören
alle 3 Klassen von Steppenpferden. Unter 19 Millionen Pferden
von Schlage der Bauernpferde giebt es nur eine Million, die
durch systematische und seit langer Zeit fort betriebene Zucht
Eigenschaften erworben haben, welche gehalten, sie unter die Race-
pferde zu rechnen; etwa 18 Millionen, die als Bauernpferde bezeichnet
werden, befinden sich in einem Uebergangszustand und haben
fast alle die Merkmale der Steppenpferde an sich, von denen
sie mehr oder weniger abhinken. Dieser Uebergang von
Steppen- zum Bauernpferde vollzieht sich unaußerlich sehr langer
Zeit, indem stets von Osten, von Sibirien her Nachzügler ein-
strömen. Unter gewöhnlichen Verhältnissen geschieht das unmerk-
lich; aber nach großen Seuchen und großer Futtermittel, welche
die Haustiere zu Tausenden vernichten, kommen große Mengen
von Steppenpferden ins Land, um als Zug- oder Ackerpferde
Verwendung zu finden. So z. B. mußte die russische Regierung
nach der großen Misere von 1891 viele Tausende kirgisischer
Pferde für die Bauern ankaufen.

*) Pferde von 1,52 m Höhe dürfen nach dem preussischen Re-
mentierungs-Reglement als Reitpferde der leichten Einien-Kavallerie
eingestelt werden. Artillerie- und Train-Reitpferde müssen mindestens
1,54 m, die Reitpferde der leichten Garde-Kavallerie sowie der
Ulanen 1,57 m hoch sein.

Dom militärischen Standpunkt aus haben gerade diese
Steppenpferde das größte Interesse, denn sie bilden ein uner-
schöpfliches Reservoir für die Remontierung der Kavallerie. Man
versteht unter Steppenpferden solche, die in den Steppen geboren
sind, dort im Freien herbeimilde leben, sich das ganze Jahr
hindurch von dem was die Steppen hervorbringen nähren, indem
sie die Kräuter im Winter mit dem Quis aus dem Schnee
fragen, mit einem Wort, Pferde, die ganz wie wilde, pflanzen-
fressende Thiere aufwachsen.

Etwas Aehnliches findet man in Frankreich in den Landes

Der Staat übt einen Einfluß auf die ländliche Pferdezücht
lediglich durch die Einrichtung von Verkaufsstationen in den ver-
schiedensten Theilen des Reiches aus. 1895 gab es deren 27

etwas Aehnliches findet man in Frankreich in den Landes



[Nachdruck verboten.]

Auf Grünweide.

21)

Roman v. G. Palmé-Papfen.

Marietta's erſter Impuls war der, ihrem Vormund nachzu-eilen, ihm Alles zu bekennen, ja, wenn ihr fliegender Athem dies geſtattet und — wenn die furchtbar erregte Frau nicht neben ihr geſtanden. Einen Augenblick hegte dieſe die unſinnige Hoffnung, der Flüchtling könne im eigenen Hauſe Verſtedt geſucht haben; ſo denkend war ſie eine Strecke Weges davon gelaufen, dann aber wieder umgekehrt, hatte Marietta's Hand ergriffen und unter erſtickendem Schluchzen um Vergebung geſieht für alles Ungemach und Leid, was ſie ihr nun zugefügt. Dieſe Troſtloſigkeit der Frau gab Marietta die Haltung zurück. Gewaltſam zwang ſie die eigene Erregung wieder und bat ſcheinbar ruhig die Frau, ſie möge nach Hauſe gehen, die Reiſe womöglich noch in der Nacht antreten; was ſoeben geſchehen, ſei allein ihre Schuld. Nachricht über Alles ſolle ihr im neuen Heimathsort demnächſt zugehen. Hiernach erfolgte ein eiliger, verwirrter Abſchied, denn längeres Verweilen war für Marietta unmöglich, vor Schluß des Hauſes und auch vor ihrem Vormund mußte ſie daſſelbe erreicht haben.

Als dies geſchehen, als ſie mit fliegendem Athem und klopfendem Herzen in ihr Zimmer gelangt, ſank inbeſſen der ganze ſtandhaft behauptete Muth dahin. Was für eine Stunde, was für ein Auſtritt ſtand ihr jetzt bevor? Wie ſollte ſie es über ſich gewinnen, ihm unter die Augen zu treten mit dem Bekenntniß der eigenmächtigen Handlungsweiſe und deren Folgen!

Vorläufig war dies auch gar nicht möglich. Es verſtrich eine unendliche Zeit, bis ſeine Schritte über den Hof hallten und im Hauſe hörbar wurden. Auch dann begab er ſich nicht ſogleich auf ſein Zimmer, ſondern nahm wahrſcheinlich erſt unten ſein Abendbrod ein; ſollte ſie hinuntergehen, nein, erſt wollte ſie ruhiger werden, es eilte ja nicht, einzufangen war der Mann, der hier jeden Fußbreit Landes, jeden Schlupfwinkel und Verſtedt kannte, in dieſer Dunkelheit doch nicht mehr, dazu war es auch jetzt ſchon zu ſpät, nun, da ſeit der Flucht bald eine Stunde verronnen. — Sie deckte ihr glühendes Geſicht in die Hände und wieder verrannen nicht endenwollende Minuten in unſäglich angſtvollen Warten.

Endlich öffnete und ſchloß ſich unten eine Thür, Schritte tönten im Hauſflur, gewohnheitsmäßig ſchloß er nun die große Hauſthür, kam langſam die Treppe herauf und ging auf ſein Zimmer. Da pflegte er ſonſt noch lange auf und nieder zu wandern, ſich aus dem Fenſter zu lehnen, erſt ſpät daſſelbe zu ſchließen, ſie mußte das Alles genau, wachte ſie doch ſelbſt oftmals bis in die Nacht, auf das Spiel im Thurme hoffend oder wartend, daß von dem erhellten Zimmer ſein Schatten niederkam draußen auf das Steinpflaſter, in die Schattenumriffe des Fenſterkreuzes.

Endlich! da leuchtete auch der Lichtſchein, — nun war es Zeit, nun wollte ſie zu ihm gehen, noch ein Athemzug friſcher Luft. Aber welche eine ſonderbare Luft! welche eine ſonderbare Helle! — Der Körper verlor auf Augenblicke jegliche phyiſiſche Leiſtungsfähigkeit. Marietta ſtand wie gelähmt, die Augen ſtarr auf eine mattrothe Rauchſäule in der Ferne gerichtet, die kam und ging, auf Sekunden ganz verſchwand, dann wieder intenſiver, Form und Farbe wechſelnd, ſich vergrößerte, durchjuckt plötzlich von ſcharfgelben Flämmchen. — Reimer, der in ſeinem Zimmer vor der brennenden Kerze am Tiſche ſaß und Notizen in ein Buch machte, ſah plötzlich die todtbleiche, zitternde Marietta vor ſich ſtehen, die ihn, als er erſchrocken aufſprang, wortlos an's

Fenſter zog und nichts weiter ſammeln konnte, als: „Wir haben Feuer, Onkel Reimer.“

Der Ruf „Feuer“ hat für alle Menſchen etwas Faszinirendes. Wie manche liebgeordnete, heimathliche Stätte mit tauſend Erinnerungen, tauſend unſchätzbaren, niemals zu erſetzenden Kleinodien und Andenken iſt nicht der grauſamen Gewalt dieſes verheerenden tödtlichen Elements zum Opfer gefallen. Feuer im eigenen Heim übt auf jeden noch ſo kaltblütigen, beherrſchten, überlegten Menſchen eine erſchütternde, furchtbare Wirkung aus.

Es herrſchte nach Marietta's Worten eine ſekundenlange Stille. Rauch und Qualm mußten auf Augenblicke die Flamme erſtickt haben, es blieb dunkel draußen, aber jetzt ſchoß in erſter heller Lohe eine mächtige Feuergarbe aus dem Dachstuhl des heute erſt mit Heu angefüllten Bodens über dem Stalle.

In Reimer's grell beſchienenem und ſahlem Antlitze zeigte ſich ein verhaltener, furchtbarer Schreck.

Er ſprang zur Thür, kehrte aber im gleichen Moment um und ſagte, an's Fenſter tretend, mit ſchwankender Stimme: „Ruhe, Ruhe, Marietta! Der Wind ſteht zum Glück günſtig, Lauf zu den Tanten und jag's, daß der Schreck ſie nicht ſo jäh befällt, wie uns. Es iſt der Heuboden über dem Stall. Für das Wohnhaus hat's vorläufig keine Gefahr. — Ich will dem Gefangenen —“ er griff nach dem Schließel, der auf dem Tiſche lag, und eilte fort, ohne den Ruf des jungen Mädchens zu beachten.

Gleich darauf tönte ſeine mächtige Stimme über den Gutshof.

Einige Minuten und Alles war ringsum wach, anfänglich unſäglich verwirrt, in der Panik des Schreckens hin und her jagend, bis das Beiſpiel des Gutsherrn, ſeine weithintönenden Befehle Ordnung in die unſtäte Bewegung brachten. Es galt, das Feuer auf den Heerd zu beſchränken, da binnen Kurzem der ganze Dachstuhl in vollen Flammen ſtand, das Gebäude daher verloren gegeben werden mußte. Wenn nicht von den umherliegenden Gütern und Ortschaften, wohin Boten geſandt waren, Spritzen zu thätiger Hilfe herbeieilten, ſo vermochte diejenige des Gutes, deren Waſſerſtrahl bald ſelbſt von Reimer's Hand geleitet auf den nahe grenzenden Pferdeſtall gerichtet wurde, allerdings nicht viel auszurichten, bei ungünſtigem Winde vollends nicht.

Das lebende Inventar ſämmtlicher Ställe in Sicherheit zu bringen, ſchaffte ſtets unendliche Mühe und Verwirrung. Den Pferden mußten Decken über die Köpfe geworfen werden, ſollten ſie nicht blindlings in die Flammen hineinlaufen.

Vorläufig nahm man aus dieſem Grunde Abſtand, den Schafſtall zu entleeren, obgleich die Gluthitze und erſtickender Rauch über die Breite des Hofes in gerader Richtung hineindrang und der oftmals aufwirbelnde Funkenregen bei leiſeſter Winddrehung demſelben gefährlich werden konnte. Dem mußte vorgebeugt werden. Ueber das ſtrobbedeckte Dach wurden triefende Decken gebreitet; da ſich jedoch mehrere der Leute in der Aufregung und Haſt ungeſchickt dabei benahmen, überließ Reimer ſeinen Poſten an der Spritze dem Verwalter und beſchäftigte ſich ſelbſt mit beharrlicher Ausdauer an dieſer beſchwerlichen, tödtlich ermüdenden Arbeit. Durch das bunte Durcheinander des taghell erleuchteten Gutshofes, durch Menſchen- und Thierſtimmen drang laut und vernehmlich immer wieder ſein anordnender Ruf.

Während er in dieſer Weiſe ſeine Geiſtesgegenwart und Beſonnenheit auf der Brandſtätte nutzbringend verwertete, behauptete unter dem weiblichen Perſonal ſeine alte Tante Sophie nicht minder ihre Umſicht und Ruhe. Wenn auch nicht wahrſcheinlich, es konnte immerhin eine Gefahr für das Herrenhaus aus dem Brande erwachſen.

Noch war man auf die eine Spritze beschränkt und außer dem langen, gottlob schiefgedeckten Gebäude des Pferdestalles, auf dessen Dach jedoch unausgesetzt die Funken flogen, rennte nur noch die Verwalterwohnung das Haus von den Flammen. Bei einer Winddrehung war das Schlimmste zu befürchten.

Mit Hilfe der Mägde beschäftigte sich die alte Dame, Werthpapiere und wichtige Papiere in Sicherheit zu bringen, während Annette in ganz unzurechnungsfähigem Zustande auf ihrem Zimmer verblieb. Auch auf Mariettas Hülfleistung war nicht zu rechnen. Auf der Rampe des Hauses stehend, verwandte sie keinen Blick von dem furchtbaren Schauspiel. Das braune Haar hing ihr losgelöst über die Schultern und in der dunklen Umrahmung trat die geisterbleiche Gesichtsfarbe um so mehr hervor. Das Auge hing nur an einem Einzigen. Ihren, durch die Angst geschärften Sinnen entging keine seiner Bewegungen, kein Ruf. — Sie war es sich selbst garnicht bewußt, daß sich ihr Fuß mehr und mehr vom Hause hinwegirrte, daß sie sich zuletzt inmitten der umhereilenden Leute befand, die ihrer im Eifer der Arbeit nicht achteten.

Mit Krachen und Brausen stürzten die Dachsparren, mit Getöse und hochaufschlagenden Flammenwogen die eine Hälfte des Stallgebäudes zusammen. Eben jetzt floh ein losgerissener scheuegeordener Stier hinein in den noch unverfehrten Raum und ein übereifriger, verwegener junger Burfsche demselben nach.

„Der Unfinnige!“ rief der Guts Herr, von der Leiter herabspringend, „ist das Vieh ein Menschenleben werth!“ und ohne sich zu besinnen, war er ihm nachgeeilt.

Ein allgemeiner Schreidensruf erscholl. Wie Nadeln bogen sich einige brennende Balken zusammen und stürzten nieder vor dem Eingang. In wilden Sätzen floh das Thier wieder hinaus, von den beiden Männern war einen Augenblick nichts zu sehen. Ein zitternder Angstschrei ertönte, eine helle Frauengehalt stieg daher, aber wie von eisernen Klammern fühlte sich Marietta plötzlich umfaßt.

„Unglücklich sind Sie, Fräulein,“ rief Bohne, „wenn Sie da hinein wollen — ist auch nicht nöthig — seh'n Sie, da ist ja Herr Hartmann —“

Man hatte mit Feuerhaken die brennenden Trümmer hinweggeschafft und eben vor der furchtbaren Katastrophe des völligen Zusammensturzes erschien Reimer's hohe Gestalt im Freien, den schweren Körper des jungen, bewußtlosen Mannes mühsam schleppend, der drinnen sah niedergestürzt, unrettbar verloren gewesen wäre, wenn Reimer ihm nicht gefolgt.

Bohne gab das junge Mädchen frei. Ihr starrer Schreck ängstigte ihn.

„Kommen Sie, Fräulein, dies ist kein Ort für Sie, ein Funken in Ihre leichten Kleider brächt' auch für Sie Gefahr.“

Sie erwiderte nichts, ließ sich aber ohne Widerstand durch die aufgeregte Menge zurückleiten und nahm dann von Neuem ihren Platz vor dem Hause ein.

Endlich trafen die ermarteten Spritzen von allen Seiten ein und es war die höchste Zeit, daß sie kamen. Die Siebelseite des Pferdestalles, die von den Flammen zuletzt unausgesetzt berührt worden, gerieth schon in Brand; nun konnte auch die primitive Vorrichtung, das Dach des Schaffstalles zu schützen, aufgehoben werden und regelrechtem Löschen weichen. Es war ersichtlich, daß man die Herrschaft über den Brand gewinnen würde, und dadurch wich die nervöse Spannung und Furcht allmählich ruhiger Ueberlegung.

Wie war das Feuer entstanden? Etwas aus Unvorsichtigkeit oder war es angelegt? — Das waren Fragen, die nun erst alle Gemüther beschäftigten. Marietta allein hätte Antwort geben können, denn daß der flüchtig gewordene Wilddieb dies in der Voraussetzung angelegt, es verhindere auf alle Fälle seine Verfolgung, das konnte sie wohl mit Gewißheit annehmen. Und sie that dies auch; sie hing mit qualenden Empfindungen dieser Annahme nach, das weiße Antlitz gegen die Hauswand gelehnt, den Blick auf die bewegte Masse vor sich richtend. Wie das prasselte und züchte oder krachte, wenn ein Gerüst zusammenbrach — wie grell beleuchtet auch der tiefste Winkel, wie gepenstlich erhellt der geheimnißvolle Thurm mit seiner ausgerissenen Zinne hoch oben, den weit geöffneten Fenstern, aus denen die Vorhänge wie weiße Fahnen herausflatterten.

Zu jeder anderen Zeit hätte sie der Stimme, die plötzlich an ihr Ohr schlug, mit namenlosem Interesse gelauscht, mit tiefem Mitleid und vollster Aufmerksamkeit die große hagere Gestalt betrachtet, die sich nun neben sie stellte. In dem jetzigen

Zustande der Verwirrung, Angst und Gewissenspein erschien ihr Alles, was damit nicht in Berührung stand, gleichgültig, nebensächlich.

„Ich sehe, Sie ängstigen sich; Feuer ist ein entsetzliches Element,“ redete sie der Irre an.

Sie schreckte zusammen, überflog sein Aeußeres, blickte aber sogleich wieder fort, da Reimer eben jetzt seinen Platz auf der Brandstätte wechselte, eine Leiter ertieg, um von hier aus wirksamer den Wasserstrahl der Spritze zu leiten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Postwesen in Grönland.

Wenn man sich auch allenfalls vorstellen kann, daß die zwischen Dänemark und den dänischen Kolonien in Grönland verkehrenden Schiffe gelegentlich Postfächer für die dort angestellten Europäer mitnehmen und auch solche wieder zurückzuführen, so wird es doch vielen Lesern noch heutiges neu sein zu hören, daß auch in Grönland selbst ein Postverkehr stattfindet, der als ein verhältnißmäßig sehr geordneter zu bezeichnen ist. Es wird dies um so mehr überraschen, als man wohl weiß, daß der Grönländer ein außerordentlicher Liebhaber von Robbenspeck und ähnlichen Delikatessen ist, wogegen man ihm gewiß schwerlich zugetraut haben wird, daß er auch für eine Einrichtung wie die Post Verwendung hat. Man muß sich indessen nur vergegenwärtigen, daß die heutigen Bewohner Grönlands, soweit sie unter dänischer Botmäßigkeit stehen, ohne Ausnahme schreiben und lesen können — was nicht überall in Europa vorkommen soll — und daß ihnen daher das Brieffschreiben keine fremde Kunst ist. Selbst zu einer periodischen Presse haben es diese Grönländer gebracht. Es erscheint bei ihnen die Zeitung „Atnagadliutit“, die noch besonders dadurch merkwürdig ist, daß sie ausschließlich Eingeborenen ihr Dasein verdankt, denn sowohl Redakteur wie Sezer und Drucker und die sämtlichen Mitarbeiter sind echte Grönländer. Den Inhalt bilden fast ausschließlich die Jagdabenteuer und Erlebnisse der Jangmänner, von diesen selbst geschildert, sodas hier die erste und einzige eskimoiische Literatur vorliegt, wie die Druckschrift gleichzeitig auch die einzig wirkliche Zeitung der Grönländer und der Eskimos überhaupt darstellt. An Vorbedingungen für einen Postverkehr fehlt es somit in Grönland nicht. Die eigenartigen Naturverhältnisse dieses Polarlandes haben jedoch auch dem Postwesen eine Form gegeben, die für Grönland charakteristisch ist und nirgends in der Welt ein Gegenstück findet. Von Anlegung von Wegen und Eisenbahnen kann bei der Art des Verbohrbaren Küstenlands Grönlands keine Rede sein, und aller Verkehr, selbst zwischen den dicht neben einander liegenden Kolonien, muß auf dem Seewege vor sich gehen. Hierzu dient den Eingeborenen seit unentlichen Zeiten der Kajak und der Hundeschlitten, Beförderungsmittel, die sich im Laufe der Zeiten als die einzig zweckmäßigen bewährt haben, die durch das Eindringen der Europäer nicht im mindesten beeinflusst worden sind und die auch der grönländischen Post ihr besonderes Gepräge geben.

In engem Zusammenhange mit dieser Post steht der Verkehr, durch den Grönland mit der Außenwelt, insbesondere aber mit dem Mutterlande, Dänemark, in Verbindung gesetzt wird. Das Bindeglied sind die Schiffe des „Königlich grönländischen Handels“ in Kopenhagen, woneben auch hin und wieder Walfischfangfahrzeuge, sowie die Schiffe, die zur Beförderung des in Südgrönland gewonnenen Kynoliths dienen, als Postbeförderer benutzt werden. Von ausschlaggebender Wichtigkeit für Grönland sind indessen nur die Postschiffe des königlichen Handels, die jahraus jahrein die einzige zuverlässige Verbindung zwischen Europa und Grönland vermitteln, was indessen auch nur in einem gewissen Theil des Jahres geschehen kann, denn während des langen Winters sind die Küsten Grönlands völlig unzugänglich. Selten dürften Postschiffe mit so außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben wie die dänisch-grönländischen; die Ursache hierfür sind die Eisverhältnisse, die auch auf die Dauer jeder einzelnen Reise von erheblichem Einfluß sein können. Im Allgemeinen liegen ja die Verhältnisse an der grönländischen Westküste weit günstiger als an der Ostküste, daß sie aber auch dort sehr ernster Natur sind, zeigt der erst vor Jahresfrist erfolgte Untergang eines dänischen Postschiffes im Eise der grönländischen Westküste. Bei den nördlichen Kolonien bieten die Fahrwasser außerordentliche Schwierigkeiten, wenn das in den Fjorden aufgethürmte Eis in Bewegung kommt und ins Meer

treibt. Dies geschieht besonders von Juni oder Juli ab und zieht sich bis zum Herbst hin, findet also zu der Zeit statt, in der allein dort Schifffahrt möglich ist; diese Eismassen, die manchmal einen Fjord derart anfüllen, daß kaum ein Kajak sich bewegen kann, können dann jede Schifffahrt unmöglich machen. Größer noch sind die Schwierigkeiten, die das in ungeheuren Massen längs der Küste von Grönland herabkommende Treibeis bereitet. Dieses Eis, das „Grozeis“, geht uns Kap Farvel, wird mit der Strömung gegen Nordwesten und Norden getrieben und blockirt besonders die beiden südlichsten Distrikte, Julianehaab und Frederikshaab, häufig aber auch Godthaab und Sukkertoppen. Bei Julianehaab liegt es regelmäßig vom Februar bis zum Herbst, es kann aber auch zu jeder andern Jahreszeit kommen. Von diesem Eise wird die Küste bei Julianehaab so vollständig eingeschlossen, daß es den ankommenden Schiffen unmöglich ist, direkt von See aus an die Kolonie zu kommen, sie müssen vielmehr längs der Eisgrenze nordwärts gehen, bis es ihnen gelingt, einen Durchgang zu finden, worauf sie dann zwischen dem Eise und dem Lande nach Julianehaab fahren können. Daß hier eine Fahrtrinne bleibt, ist der Reiche Inseln zu danken, die längs der Küste liegen und die das Eis am weiteren Vorbringen hindern. Doch können auch hier manche Hindernisse eintreten, die die Ankunft des Schiffes in Julianehaab um Wochen, ja Monate zu verzögern im Stande sind.

Das Eintreffen eines dänischen Postschiffes bei einer Kolonie ist dort das größte Ereigniß des Jahres, und jeder Grönländer bemüht sich, die erste Nachricht von der Annäherung des Schiffes zur Kolonie zu bringen. Oft erweist sich die Nachricht als falsch, wenn ein Grönländer in seinem Eifer einen schwimmenden Eisberg für ein vor vollen Segeln gehendes Schiff gehalten hat, eine Täuschung, die auch erfahrenen Seeleuten widerfahren kann. Kommt das Schiff wirklich in Sicht, dann wird es in den Kolonien lebendig. Zahlreiche Grönländer fahren ihm entgegen, um beim Bugfieren zu helfen oder ihm das Geleite zu geben, und trifft es endlich im Hafen ein, ist es von einem Schwarm Kajaks umringt, deren Injassen ihrer überströmenden Freude über die Ankunft des Fahrzeuges auf alle mögliche Weise Ausdruck geben. Das erste, was an Land gebracht wird, ist die Post; beim Abgang eines Schiffes kommt sie umgekehrt zuletzt an Bord. Sind mit dem in einer Kolonie Grönlands eingetroffenen Fahrzeug Postsendungen angekommen, die für andere Kolonien bestimmt sind, dann tritt das Beförderungsmittel der grönländischen Post, der Kajak, in Wirksamkeit. Die Beförderung erfolgt auf Kosten des königlichen Handels, und Jeder kann bei dieser Gelegenheit private Briefe mitschicken, was völlig portofrei geschieht, so daß also die grönländische Post hinsichtlich der Portokosten das Ideal erreicht hat. Da aber mit Ausnahme einzelner jährlicher regelmäßiger Posten nur eine Beförderung erfolgt, wenn amtliche Briefe zu besorgen sind oder wenn es sich um dringliche Handelsangelegenheiten handelt, so kann es leicht geschehen, daß Sendungen zwischen zwei entfernt liegenden Kolonien lange auf Beförderung warten müssen, weshalb in Fällen, wo es sich z. B. um die südlichste und die nördlichste Kolonie handelt, die Briefe oft über Kopenhagen gehen. Ähnlich war es früher in Island, bevor eine Dampfverbindung rund um die Insel stattfand. Regelmäßige Kajakposten werden jährlich dreimal abgeschickt. Sie gehen im Winter oder Frühjahr, im Sommer oder Herbst von den entferntesten Kolonien über die anderen Kolonien nach Godthaab und Godhavn, wo die Inspektoren von Süd- und Nordgrönland wohnen, und wieder zurück. Nur hinsichtlich der nördlichsten Kolonie, Upernivik, findet eine Ausnahme statt; von dort geht nur einmal im Jahre, und zwar im Februar, Schlittenpost nach Umanak. Jedes Schiff giebt Anlaß zur Abfertigung einer Kajakpost, da es von der ersten Stelle aus, die es in Grönland anläuft, einen Gesundheitspaß an den Inspektor senden soll. Im Uebrigen gilt als Regel, die Zahl der Posten einzuschränken und die Postfächer bei „Gelegenheit“ zu versenden, soweit dies angängig ist. Eine solche Gelegenheit bieten beispielsweise die Reisen der Beamten in ihren Distrikten, und da diese mehrere Kolonien umfassen, können Briefe auf diese Weise auf recht weite Strecken befördert werden. Einige Schwierigkeit macht manchmal die Beschaffung geeigneter Postbeförderer, da hierzu nur die tüchtigsten Kajakruderer (die gleichzeitig auch die besten Fangmänner sind) genommen werden. Denn die Entschädigung, die den Grönländern für die Beförderung der Post gewährt wird, ist nur gering in dem Vergleich zu dem, was ihnen der Fang abwirft. Die Ausbeute des Meeres, insbesondere an Seehunden, liefert ihnen nicht nur Alles, was sie zu ihrer Existenz gebrauchen, Nahrung, Beleuchtung, Brennmaterial, Kleidung, Material für ihre Geräte, Boote, sondern,

auch einen Uberschuß an Waaren, den sie dem königlichen Handel verkaufen können. Wie schon angedeutet, beschränkt sich die Postbeförderung in Grönland nicht auf Sendungen zwischen den dortigen Europäern oder Beamten; im Gegentheil, die Postsendungen der Eingeborenen machen den größten Theil aus, da die Grönländer eifrige Brieffschreiber sind. Bei wichtigeren Briefen und längeren Entfernungen werden stets zwei Kajaks abgeandt, was leiblich sicherheitsshalber geschieht, denn die Grönländer fürchten sich keineswegs davor, weite Strecken allein zu fahren. So rudern sie beispielsweise in ihren leichten Fahrzeugen weit in die offene See hinaus, um Schiffe auszusuchen und sich diesen als Lotfen anzubieten. Zwei Kajakmänner können aber besser den Gefahren entkommen. Sind sie, wie dies vorkommen kann, bei hartem Wetter und bei vielem Eise genöthigt, ihre Kajaks auf den Rücken zu nehmen und von einer Eisscholle auf die andere zu springen, dann kann es leicht geschehen, daß einer von ihnen ins Wasser fällt, aus welcher Lage ihn dann der andere herausbringen kann.

Trifft der Kajakmann aber nach glücklich überstandenen Gefahren zu Wasser und zu Lande mit seinen Postfächern in einer Kolonie ein, dann findet er den herzlichsten Empfang, der ihn die überstandenen Strapazen vergessen macht. Man bewirbt ihn aufs beste, und auf der Britische, der an der Hinterwand der grönländischen Hütte befindlichen Erhöhung, wird ihm der Ehrenplatz eingeräumt. Werden zwei Postkajaks ausgesandt, so halten sich beide stets beisammen, auch welchen sie nicht von ihrer Route ab. Die Grönländer, die zwei solcher Art dicht neben einander rudern auf dem Meere sehen, denken der sonst hinter dem Ruderer liegende Luftjack*) fehlt, sehen schon aus weiter Ferne, was es mit den Ankömmlingen für eine Bewandniß hat, und auf dem ganzen Wege, wo sie bemerkt worden, verkündet der Ruf „Baartut“ (die Post) ihre Ankunft. Haben die Kajakmänner nicht nur Briefe von einer andern Kolonie, sondern auch solche, die mit einem Schiffe angekommen sind, bei sich, dann geben sie dies schon in der Ferne dadurch zu erkennen, daß sie von Zeit zu Zeit ihre Ruder wie einen Mast aufrichten. Die Ausdauer dieser Grönländer ist außerordentlich; mit einer kurzen Rast können sie ganz gut 10 Stunden hintereinander rudern. Im Sommer bei schönem Wetter gehen sie nicht an's Land, um zu übernachten, sondern suchen nur eine geschützte Stelle, befestigen die Boote mit ihren Rudern aneinander, um sie im Gleichgewicht zu erhalten, und machen so, in ihren Kajaks sitzend, ein Schläfchen.

Die Löhnung der Postfahrer erfolgt nach Maßgabe der Länge des Weges und der Jahreszeit. Sie beträgt in Nordgrönland im Juni, Juli und August, sowie in Südgrönland das ganze Jahr hindurch, solange Post befördert werden kann, 60 Pfg. die Meile (7532 m) für jeden Kajak, wenn zwei Kajaks gesandt werden, und 90 Pfg., wenn nur ein Kajak die Postbeförderung ausführt. In den andern als den vorhin genannten Monaten erhält der Postmann in Nordgrönland doppelte Bezahlung. Für einen Schlitten wird 1,10 Mk. für die Meile bezahlt. In jeder Kolonie soll der Postmann 24 Stunden warten, wird er über diese Zeit hinaus aufgehalten, dann bekommt er besondere Entschädigung. Ebenso erhält er vom Kolonievorsteher eine bestimmte Menge Brot, sowie eine Portion Kaffee; als Zehrung auf der Reise nimmt er sich ein tüchtiges Stück Speck mit. Eine andere sehr begehrte Delikatesse für den Grönländer ist Tabak, insbesondere Kautabak. Von zwei Kajakmännern, von denen der eine glücklicher Besitzer eines Stückchens Briemtabak war, wird erzählt, daß sie einen Handel abschlossen, demzufolge der Besitzer des Leckerbissens diesen, nachdem er ihn den ganzen Tag über gebraucht hatte, am Abend seinem Kameraden überließ, wofür dieser dann einen neuen Fangriemen bezahlte.

Mit den Kajakposten ist im Allgemeinen ständige Briefbeförderung längs der ganzen Westküste Grönlands von Juliashaab bis Umanak verbunden, auch kann man auf dieser Strecke private Kajakposten abschicken, soweit man will, indem bei jeder neuen Kolonie andere Kajaks gemiethet werden. Im Allgemeinen erfolgt die meiste Briefbeförderung aber doch mit den amtlichen Expressposten oder mit Gelegenheiten. Im Winter liegen die Verhältnisse anders; es besteht dann ein großer Unterschied zwischen dem Verkehr in Nord- und Südgrönland. In letzterem

*) Der aus der ganzen Haut eines jungen Seehundes bestehende Luftjack wird beim Seehundfang gebraucht. Er ist mittels des Fangriemens mit der Harpune verbunden, die der Grönländer auf den zu jagenden Seehund schleudert, und schwimmt nach, wenn das Thier entweicht. Der Luftjack ermüdet dem Kajakfänger, seine Beute zu verfolgen und sie schließlich zu tödten.

findet im Winter so gut wie gar kein Verkehr zwischen den Kolonien statt, da das Wetter dann unbefändig und stürmisch ist und außerdem eine außerordentliche Menge Schnee fällt. An der offenen Küste, wo das wogende Meer nie zufriert, ist die Schifffahrt im Winter gefährlich, im Uebrigen bildet das zwischen den Inseln und Fjorden liegende Eis eine so unsichere Bahn, daß sie für Schlitten nicht zu gebrauchen ist. Anders dagegen in Nordgrönland. Hier herrscht im Winter strengere Kälte und beständigeres Wetter, wodurch eine feste Eisdecke geschaffen wird, die eine schnelle und leichte Verbindung mittelst Hundeschlitten zwischen den dortigen Kolonien ermöglicht.

Was den dänisch-grönländischen Postverkehr betrifft, so gingen nach den uns freundlichst vom königlichen Handel mitgetheilten Zahlen im Jahre 1895 von Dänemark nach Grönland 3100 Postsendungen, von Grönland nach Dänemark 2300 Postsendungen, und wie in Grönland selbst, ist auch die Postbeförderung zwischen den dortigen Kolonien und Dänemark kostenfrei. Gegenwärtig besitzt der königlich grönländische Handel für diesen Verkehr einen Dampfer und acht Segelschiffe, die zusammen jährlich 13 Reisen zwischen Dänemark und Grönland ausführen. Wie schon aus dem bisher Gesagten hervorgeht, unterliegt die Reisedauer der dänisch-grönländischen Postschiffe in Folge der außergewöhnlichen Verhältnisse an der Küste Grönlands bedeutenden Schwankungen, doch kann man die Reisezeit im Allgemeinen für einen Dampfer auf 6—8 Wochen, für ein Segelschiff auf 10—17 Wochen annehmen. Eine sonderlich kurzweilige Fahrt ist somit ein Ausflug nach Grönland nicht.

Zum Schluß noch einige Worte über die grönländischen Beförderungsmittel. Das wichtigste, zweckmäßigste und schnellste ist der Kajak, dessen Breite 60 cm und dessen Länge etwa 5,5 m beträgt. Es ist als bekannt vorauszusetzen, daß der Kajak ein an beiden Enden sehr spitz zulaufendes, bedecktes Fahrzeug ist, das nur in der Mitte eine Oeffnung hat, in die sich der Ruderer setzt. Ein derartiges Boot, dessen Gerippe aus Holzwerk besteht, das mit Seehundsfellen bezogen ist, hat ein so geringes Gewicht, daß es der Grönländer, wenn er an Land geht, bequem tragen kann. Zu der Ausrüstung des Grönländers, der Kajak fährt, gehört ein wasserdichter Pelz, der nur das Gesicht frei läßt. Die Handhabung des Kajaks erfordert nicht nur große Uebung, sondern auch eine genaue Kenntniß aller der Gefahren, die dem Kajakmann bei Ausübung seines Berufes auf dem Meere zustoßen können. Wenn der Grönländer der Jagd obliegt, ist er meistens weit und breit auf dem Meere allein, und deshalb machen es auch die mit seinem Berufe verbundenen Gefahren vor allen Dingen nöthig, daß er sich in kritischen Lagen ohne fremde Hülfe zu helfen weiß. Was der junge Grönländer namentlich zuerst lernen muß, ist die Kunst, sich aufzurichten, wenn er mit seinem Kajak kentert und im Wasser Kopf sieht. Er muß, wenn er mit dem Boot umschlägt, auf der anderen Seite wieder zum Vorschein kommen; dieses „Kundgehen“ will aber gelernt sein. Ebensoch Wunder von einfacher, zweckmäßiger Bauart ist der Hundeschlitten der Grönländer. Seine Länge beträgt etwa 3,5 m, die Höhe der Schienen, die mit Knochen oder Eiben beschlagen sind, ist 30 cm; schmale Querbretter bilden den Sitz und hinten befinden sich zwei etwa 2,5 m lange Holzstöcke, die entweder als Rücklehne oder als Stützen dienen, wenn der Grönländer hinter dem Schlitten hergeht. Nägel giebt es in einem grönländischen Schlitten nicht; sämtliche Theile sind mit dünnen, äußerst starken Riemen aus Seehundsfell zusammengebunden, was dem Schlitten indessen gerade diejenige Elasticität giebt, die ihn befähigt, die vielen Stöße, die er auszuhalten hat, mit Leichtigkeit zu ertragen. Ein vorzügliches Zugmaterial für diese Schlitten besitzt der Grönländer in seinen Eskimohunden, die in einer Anzahl von drei bis sechs Stück an etwa 3 m langen Riemen vor den Schlitten gespannt werden. Der Grönländer lenkt sie mit Worten, und wenn dies nicht hilft, läßt er die an 5 m lange Peitsche, die er mit wahrer Meisterschaft zu handhaben versteht, über sie hinwegsaufen. Der beste Hund dient als Führer des Gespanns. Er ist an einem etwas längeren Riemen befestigt und hält im Uebrigen seine Autorität mit unerbittlicher Strenge aufrecht. Bei den blutigen Valgereien, die außer der ungeheuren Gefräßigkeit die ausgeprägteste Eigenschaft der Eskimohunde sind, spielt der Anführer den unparteiischen Richter, denn er wird stets den schwächeren Thieren beispringen. Wehe aber dem Hunde, der an ihm vorübergeht, ohne den Schwanz zu senken. Während der Schlittenreisen hält er gleichfalls strenge Zucht im Gespann. Mit den Zeichen und Zurufen

Beantwortl. Heur: Dr. Walter Gedensleben. Notationsdruck

seines Herrn ist er genau vertraut. Zieht einer der Hunde nicht gut und giebt der Grönländer dem Anführer einen Klaps, so weiß dieser sofort, daß etwas nicht richtig ist, und er packt den Sünder tüchtig am Genick. Doch muß sich der Grönländer versehen, seinen Führerhund unversehens zu schlagen, denn dann beißt dieser sofort das ganze Gespann durch und ist nicht eher von der Stelle zu bringen, bis er dies Geschäft erledigt hat. In seiner Gemüthsart ist der Eskimohund großartig, da er tagelang hungern kann, ohne deshalb leistungsunfähig zu sein. Als Nahrung bekommt er den Abfall von der Jagd. Sommer und Winter schläft er im Freien. Zum Erlaß für die öfteren Hungerperioden stiehlt er, wo er kann. Selbst so unverständliche Dinge wie Lederriemen schlingt er unter Umständen hinunter.

Die Schlittenreisen finden meistens auf dem zugefrorenen Meere statt, doch kommt es, namentlich wenn die Eisdecke zum Theil unsicher ist, auch vor, daß der Grönländer über Land fährt, wozu bei der Art der Bodenbeschaffenheit eine außerordentliche Fertigkeit gehört. Ueber offene Spalten im Eise, die nur so breit sind, daß der Schlitten von einer Kante zur andern reicht, setzt der Grönländer mit seinem Gespann unsicher hinweg, bei größeren Kanälen haucht er eine Eisscholle vom Eise los und benutzt diese als Fähre zum Uebersetzen. Auf dünnem und unsicherem Eise breiten sich die Hunde auf ein vom Grönländer gegebenes Zeichen so weit auseinander, als es das Geschirr zuläßt, damit die Schwere vertheilt wird, und so geht es in saujender Fahrt über das schwankende Eis hinweg. Es kommen aber bei den Schlittenfahrten weit weniger Unglücksfälle als beim Kajakfahren vor.

Zu erwähnen ist noch ein drittes Beförderungsmittel der Grönländer, der Umiaq oder das Frauenboot, das eine wichtige Rolle bei den Reisen zu den Sommerwohnstätten spielt. Es wird nur von Frauen gerudert und in der Regel von einem alten Manne gesteuert. Die jungen Grönländer folgen diesem Boote, das ganz geräumig ist, in ihren Kajaks und helfen wohl bei Eisschwierigkeiten und Strömungen bugfieren, dagegen würde es ein Fänger für eine Erniedrigung halten, sich in ein solches Boot zu setzen und zu rudern, da das Kajakrudern eine weit größere Kunst erfordert. An den Sommerstätten, die von den Grönländern im Frühjahr aufgesucht werden, entwickelt sich häufig reges Leben und Treiben, denn hier treffen oft Familien verschiedener Kolonien zusammen und auf diese Art gelangt auch mitunter ein Vorkommniß in einer Kolonie schneller zur Kenntniß einer anderen Kolonie als durch die Post. Niemals wird aber ein Frauenboot zur eigentlichen Postbestellung benutzt, diese bleibt entweder dem Kajak oder dem Hundeschlitten vorbehalten.

Allerlei.

Kannibalismus in Ostindien. Die Herrschaft der Engländer über Ostindien ist schon so alt, daß man sollte annehmen dürfen, die scheußliche Gewohnheit des Menschenfressens wäre dort nunmehr völlig beseitigt. Dem ist aber nicht so. Schon früher hatte Torrel Leith festgestellt, daß von einer Sekte krankhafter Frömmeler, Aghoris genannt, Fleisch verstorbenen Menschen gegeben würde. Er selbst hatte zwei Leute dieser Sekte in Benares und Allahabad angetroffen und auch in neuerer Zeit wurden einige in den Straßen von Bombay und in anderen Theilen des westlichen Indiens beobachtet. Daß diese schreckliche Form des Kannibalismus noch heutzutage vorkommt, beweist auch der folgende Fall, der durch zwei Europäer, die Herren Wadden und Tyres, zur Anzeige gelangte. Ersterer machte gelegentlich eines Vikrits von seinem Wohnort Rajghat aus mit Freunden einen Ausflug nach Karan Was, wo auf einer Insel im Flusse ein jener berüchtigten Sekte angehöriger Indier lebte. Auf der Insel befindet sich eine Terrasse, von Bambusstäben umgeben, auf denen sehr viele Menschenköpfe steckten. Als die Europäer dort anlangten, nahm der Indier einen frisch abgeschrittenen Menschenkopf bei den Ohren, riß davon einen Theil ab und verschlang sie. Sein Gesicht wurde dabei mit Blut besudelt. Der Menschenfresser erhielt die nach indischem Geetze für Leichenschändung vorgelebene schwerste Strafe, ein Jahr schweren Kerkers.

An die unrechte Adresse kam der Lotteriefollekteur G. in Braunschweig, der den Premierlieutenant Keller in Flensburg zum Spielen in der mecklenburgischen Lotterie aufforderte. Der Premierlieutenant Keller ist nämlich identisch mit dem — Staatsanwalt Keller, der selbstverständlich die Bestrafung des Kollekteurs herbeiführen mußte. Letzterer kam mit 30 Mark Geldbuße davon.

und Verlag von Otto Z hiele, Halle (Saale), a. S. Leipzigstr. 87.